

Dietrich Schubert

Heidelberger Kunstgeschichte unterm Hakenkreuz

Professoren im Übergang zur NS-Diktatur und nach 1933

„Denn Wahrheit und Nationalsozialismus schließen einander aus.“
(Karl Jaspers 1946)

Vergleicht man die drei Professoren der Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg während der schwierigen Jahre der „Götzendämmerung“ um 1933 und bis 1945, also der schrittweisen Machtergreifung der rassistischen Nazis,¹ so findet man in Grisebach, Schrade und Paatz drei je unterschiedliche ‚Typen‘ von Charakteren: den liberalen, aufrechten Grisebach, der sich nicht korrumpieren ließ, den ehrgeizigen Karriere- und Parteimann Schrade, der als Nazi sich etablierte, und Paatz, der vorsichtig agierte, aber doch als Mitglied des NS-Dozentenbundes so angepasst war, dass er nach Weggang von Schrade 1942 den Lehrstuhl für „deutsche Kunstgeschichte“ in Heidelberg zugewiesen bekam;² – im Gegensatz zu Erwin Panofsky, könnte man eingangs bereits anmerken, der 1929 als Nachfolger Carl Neumanns zwar berufen werden sollte, dem der Wechsel nach Heidelberg jedoch weniger attraktiv als Hamburg mit der Bibliothek Warburg schien, dass er – vielleicht die kommenden NS-Zeiten ahnend – den Ruf ablehnte.³

August Grisebach – oder: der aufrechte Gang

August Grisebach (Abb. 1) kam aus einer „hochbegabten Familie“ (Gustav Radbruch⁴), er wurde 1906 bei Heinrich Wölfflin, der im Herbst 1901 von Basel nach Berlin gewechselt war, mit einer Studie über „Das deutsche Rathaus der Renaissance“

¹ Hier wird der Ausdruck „Nationalsozialismus“, der eine gigantische Wortlüge war, entweder als sein Zitat in Strichen verwendet oder aber gar nicht bzw. in der gängigen Abkürzung Nazi-Zeit oder NS-Kulturpolitik usw. Darin folge ich der Analyse von Thomas Mann, als er feststellte, dass die Begriffe *Sozialismus* und *Nationalismus* Gegensätze sind und sich ihren Gehalten und Ideen nach ausschließen, ihre Kombination also eine massensuggestive Lüge bildet. Thomas Mann, Vom kommenden Sieg der Demokratie, Vortrag Zürich 1938; vgl. auch besonders Klaus Briegleb, Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus, Frankfurt/M. 1989. ² Hans Belting, Walter Paatz, in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jg. 1979, 73, wo freilich die kritische Zeit unreflektiert blieb. ³ Siehe die Erinnerungen von Lili Fehrle-Burger, Begegnungen mit Panofsky, in: Ruperto Carola Heidelberg, H. 52, 1973, 33–36. ⁴ Gustav Radbruch, Der innere Weg, Stuttgart 1951, 70.



1 Karl von Kardorff: Bildnis August Grisebach, um 1926

promoviert. Dem Jahrgang 1881 angehörend, erhielt Grisebach mit 38 Jahren im Jahr 1919 einen Lehrstuhl an der Technischen Universität Hannover, nachdem er von November 1915 bis November 1918 Soldat im Ersten Weltkrieg war. Seine Habilitationsschrift an der TH Karlsruhe 1912 befasste sich mit „Der Garten – eine Geschichte seiner künstlerischen Gestaltung“, über welche Wölfflin ein Gutachten verfasste.

Nachdem die Berufung Erwin Panofskys in Heidelberg gescheitert war, erhielt Grisebach die Nachfolge auf dem Lehrstuhl Carl Neumann (getaufter Jude), des kennerhaft empirischen Rembrandt-Forschers. Seine Ernennung erfolgte zum 1. 10. 1930. Damit war doch ein wenig die Richtung Heinrich Wölfflins in Heidelberg zum Zuge gekommen oder präferiert, d. h. die ‚klassische‘ Grundhaltung,⁵ konkrete-

5 Die klassizistisch-apolinische Grundhaltung Wölfflins steht außer Frage, sodass er wie Jacob Burckhardt keinen wirklichen inneren Zugang z. B. zu Rembrandt fand, wie ihn der Soziologe und Kunstphilosoph Georg Simmel eröffnete in seinem Rembrandt (Leipzig 1916) – ein tiefes, philosophisches Buch, das selbst Carl Neumann im Vorwort der 3. Auflage seines Rembrandt-Buches 1922 fälschlich und unangemessen abtat als „unhistorische Kunstphilosophie“ und behauptete, Simmels Deutungen seien nicht „an Rembrandts tatsächlicher Kunst“ erfolgt, was keineswegs zutrifft, im Gegenteil. Zu Wölfflins Grundhaltung siehe Meinold Lurz, Heinrich

siert in Studien zu Werken des Klassizismus, wie etwa Grisebachs Buch über Karl Fr. Schinkel von 1924, das 1980 in einer Neuausgabe herauskam.⁶

Denn bei der Alternative in der Besetzung des Henry Thode-Lehrstuhls 1910/11 in Heidelberg ergab sich in der Fakultät letztlich doch eine Mehrheit für den liberalen Carl Neumann, dessen Forschungs-Paradigma Rembrandt quasi antiklassisch zu nennen ist.⁷ Freilich hatte Thodes Lieblings-Kandidat Wölfflin („Thode hatte – wie ein späterer Brief verrät – Wölfflin seine Nachfolge in einem mündlichen Gespräch in Berlin angeboten“)⁸ bereits früh abgewunken, nachdem er in einer privaten Liste die Vor- und Nachteile der Kleinstadt Heidelberg für sich reflektiert hatte:

„Gegen: die Kleinstadt
die Verpflichtung den Studenten gegenüber
die fehlenden Originale
fehlt die Möglichkeit als freier Akademiker an großer Stelle zu reden“.

Grisebach war 1920 Nachfolger von Wilhelm Pinder an der Universität in Breslau geworden. Ab Oktober 1930 trat er also die Nachfolge von Carl Neumann in Heidelberg an. Im Dezember 1924 hatte er in zweiter Ehe die Kunsthistorikerin Hanna Blumen-

Wölfflin – Biographie einer Kunsttheorie, Worms 1981. Nachdem Grisebach in Heidelberg lehrte, organisierte er für Wölfflin ebenda einen Vortrag in der großen Aula der Neuen Universität mit dem Titel „Das Erlebnis des Klassischen“ am 26.1.1932, Meinold Lurz, in: Ruperto Carola, Heidelberg, H. 54, 1975, 40; vgl. auch Grisebachs Gedenkzeichen für Wölfflin, in: Die Wandlung, hg. von Dolf Sternberger, 1. Jg. 1945/46, Heft 10, 893 f. **6** August Grisebach, Karl Friedrich Schinkel – Architekt Städtebauer Maler, Berlin 1924, Neuausgabe von Otto von Simson, München: Piper 1981. – Im Mai 1983 hat mich Hanna Grisebach in zahlreichen Gesprächen über die Persönlichkeit ihres Mannes aufgeklärt (vgl. auch ihr Typoskript August Grisebach 1881–1950 zum 4. April 1981, das sie mir überließ, und bes. Erich Grisebach, Geschichte der Familie Grisebach, Hamburg 1936); vgl. auch neuerdings Thomas Kirchner, Kunstgeschichte – „in völkischem Geiste betätigt“, in: Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, hg. von Wolfgang Eckart, Volker Sellin und Eike Wolgast, Heidelberg 2006, 517–527 und besonders die verdienstvolle Studie von Golo Maurer, August Grisebach 1881–1950. Kunsthistoriker in Deutschland, Mainz und Ruhpolding 2007. **7** Wie Meinhold Lurz darstellte, sah die urspr. Berufungs-Liste so aus: Paul Clemen (Bonn) – Adolf Goldschmidt (Halle) und Carl Neumann (Kiel), habilitiert 1893 in Heidelberg. Henry Thode, Schwiegersohn Cosima (Bühlow) Wagners, seine Frau Daniela (Tochter von Cosima Wagner aus erster Ehe mit Bülow) war eine Stieftochter Richard Wagners, deutschnationaler Gesinnung und in Böcklin und Hans Thoma 1905 die bedeutendste Gegenwartskunst seiner Zeit propagierend, sprach sich in einem Sondervotum im Senat gegen Neumann aus. – Zu Thode/Thoma vgl. den Briefwechsel (publ. 1928) und besonders Liebermanns Erwiderung auf Thodes reaktionäre Appelle s. Max Liebermann, Liebermann gegen Thode, in: Frankfurter Zeitung vom 7. Juli 1905 und 18. Juli 1905. **8** Meinold Lurz, Wölfflins geplante Professur in Heidelberg und seine Beziehungen zur Heidelberger Universität, in: Ruperto Carola/Heidelberg, Heft 54, 1973, 36.

thal, eine getaufte Jüdin, geheiratet, was sich nach 1933 auf seine Lebenslage gravierend auswirken sollte.

Als im Neubau der Universität ein Denkmal für die gefallenen Studenten und Dozenten installiert werden sollte, das von Herbst 1932 bis Sommer 1933 in der Loggia des alten „Hexenturms“ ausgeführt wurde, war Grisebach zusammen mit anderen Kollegen wie dem Rektor Prof. Willy Andreas (Historiker) und Arnold von Salis im Gremium, das – auf Vorschlag des Germanisten Friedrich Panzer – den reaktionären Vers des Lyrikers Heinrich Lersch von 1914 (aus dessen Soldatenabschied) „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen“ abwandelte in: „Deutschland soll leben, auch wenn wir sterben müssen“!⁹

Die ersten Lehrveranstaltungen Grisebachs in Heidelberg widmeten sich der *Kunst des Barock in Italien und Deutschland* und Meistern der Graphik, der *Europäischen Malerei vom Klassizismus bis zur Gegenwart* (unter den Hörern war u. a. Lili Fehrle-Burger), *Michelangelo* und *Rembrandts Radierungen* (Sommersemester 1931), der Malerei im *Zeitalter von Rubens und Rembrandt* und *Abendländischer Baukunst* (Wintersemester 1931/32), der *Kunst der italienischen Renaissance* und *Albrecht Dürer* (nur angekündigt, dafür: *Europäische Stadtbaukunst*), der *Baukunst und Plastik des Mittelalters* und der *Französischen Malerei bis zum Impressionismus* (Wintersemester 1932/33).

Von besonderem Interesse ist das Schicksal Otto Pächts, der sich als Schüler Grisebachs Ende des Jahres 1932 habilitieren wollte. Die Schrift (Thema war sein – später berühmter Aufsatz, der 1933 in den *Kunstwissenschaftlichen Forschungen*, Bd. II, erschien: „Gestaltungsprinzipien der westlichen Malerei des 15. Jahrhunderts“) war bereits angenommen, im Dezember 1932 hielt Pächt seinen Habilitationsvortrag vor der Fakultät, und ihm wurde auch daraufhin die *Venia legendi* erteilt.¹⁰ Auch zur Ernennung zum Dozenten kam es noch – sie wurde vom badischen Kultusminister im Februar 1933 bestätigt – jedoch hielt Pächt seine Antrittsvorlesung in Heidelberg nicht mehr, da Grisebach ihm im Frühjahr 1933 mitteilte, dass die NS-Politik seiner Zukunft im Wege stünde. Pächt brach deshalb sein Verfahren quasi ab.¹¹

⁹ Dieser Satz wurde im Gedenkraum umlaufend an der Wand angebracht über den Namens- tafeln der Gefallenen. Siehe zum Gefallenen-Denkmal im sog. „Hexenturm“ Dietrich Schubert, „Ehrenhalle“ für 500 Tote (1932–1933), in: *Heidelberger Denkmäler 1788–1981*, hg. von Günter Heinemann und Dietrich Schubert, *Heidelberger Hefte zur Stadtentwicklung* 2/1982, S. 81; ferner Dieter Grisebach und Annette Krämer, *Die neue Universität in Heidelberg*, hg. von Peter A. Riedl, Heidelberg 1984, 69 f. ¹⁰ Das Gutachten von Grisebach über Pächts Habilitationsschrift liegt im Universitäts-Archiv Heidelberg. Siehe ferner Martina Sitt (Hg.), *Kunsthistoriker in eigener Sache*, Berlin 1990, S. 25 ff., darin Otto Pächt, *Am Anfang war das Auge*, bes. 37. ¹¹ Dorothee Mussgnug, *Die vertriebenen Dozenten*, Heidelberg 1988, 47; die neueren Angaben bei Ulrike Wendland lauten etwas anders: Bestätigung der *Venia legendi* durch das Ministerium im Februar 1933, siehe Ulrike Wendland, *Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil*, Teil 2, München 1999, 470f.).

Das für Sommer 1933 von Grisebach angekündigte Seminar zur *Französischen Kunst von Poussin bis Cézanne* musste ausfallen.¹² Die schrittweise ideologische und mentale Gleichschaltung der Universitäten setzte ein, d. h. letztlich eine Zerstörung der Wissenschaften durch Beugung der Wahrheit und Anpassung der Dozenten, wie Karl Jaspers, selbst ein prominentes Opfer, später konstatierte.¹³

Am 11. Juli 1933 lässt das Ministerium vom Polizei-Bezirksamt Heidelberg und durch den (noch amtierenden) Rektor Willy Andreas untersuchen, „ob bei Prof. Grisebach die Voraussetzungen des § 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 gegeben sind“. Andreas vermerkte handschriftlich „nichts Belastendes bekannt“. Mit dem neuen NS-Rektor Wilhelm Groh, Professor für Arbeitsrecht, wurde die ehemals als demokratisch geltende Universität umgeformt.¹⁴ Dies betraf natürlich auch die durch Grisebach europäisch orientierte Kunstgeschichte – in eine „deutsche“ Kunstgeschichte. Dieser schwarze Prozess ist eng mit dem Namen des Hubert Schrade verbunden, der Grisebach Zug um Zug verdrängte.¹⁵

Am 20. 4. 1933 bittet Grisebach schriftlich aus Rom um Aufschub bei der Ausfüllung des Fragebogens zur Verordnung No. 4596, im Oktober unterschreibt er eine Erklärung, dass er darauf hingewiesen wurde, „daß jede auch nur lose Beziehung zu der Sozialdemokratischen wie zu der Kommunistischen Partei verboten ist“. Das Ministerium sendet am 4. 11. 1933 an den NS-Rektor Groh ein Heft mit Briefen, die bei einer „Hausuntersuchung beschlagnahmt und dem Ministerium zugeleitet wor-

¹² Diese Themen habe ich den Quästur-Akten des Universitätsarchivs entnommen. Es zeigt sich im Gegensatz zur Thode-Thoma-Achse und dem Gegensatz Henry Thode – Julius Meier-Graefe, dass Grisebach durchaus den französischen Impressionismus und Post-Impressionismus schätzte. Nachdem die Nazis die Macht hatten, waren entsprechende Seminare nicht mehr durchführbar. – Im übrigen bildete die Malerei Arnold Böcklins ein Feld, an dem sich die Geister beider Lager deutlich schieden, dazu Juliane Greten, Böcklinkritik (phil. Diss. Heidelberg 1989), Heidelberg 1990. ¹³ Karl Jaspers, *Die Wissenschaft im Hitlerstaat*, in: *Rechenschaft und Ausblick*, München 1951, 186 f.; Karl Jaspers, *Erneuerung der Universität*, in: *Die Wandlung*, Jg. 1945, Heft 1, wieder in: *Rechenschaft und Ausblick*, 1951, 137–147. Aus neueren Forschungen siehe Arno Weckbecker, *Gleichschaltung der Universität? NS-Verfolgung Heidelberger Hochschullehrer aus rassistischen und politischen Gründen*, in: *Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg*, hg. von Karin Buselmeier/Dietrich Harth, Mannheim 1985, 273–292; Mussgnug 1988 (wie Anm. 11). ¹⁴ Dorothee Mussgnug, *Die Universität Heidelberg zu Beginn der NS-Herrschaft*, in: *Semper Apertus*, Bd. 3, 1985, 464 f.; dieselbe 1988 (wie Anm. 11) und Eike Wolgast, *Kleine Geschichte der Universität Heidelberg*, Berlin/Heidelberg 1983, 94 ff.; derselbe: *Die Universität Heidelberg 1386–1986*, Berlin/Heidelberg 1986; derselbe: *Die Universität in der Zeit des NS*, in: *Zs. für die Geschichte des Oberrheins*, 135, 1987, 359 f.; derselbe: Willy Andreas, in: *Badische Biographien*, NF Bd. 2, 1987, 4. ¹⁵ Werner Weisbach schrieb 1956 in seinem Rückblick „Geist und Gewalt“, 335, dass Schrade „gegen den mit einer jüdischen Frau verheirateten Grisebach mit skrupellosen Mitteln Intrigen anzettelte, um ihn zu Fall zu bringen, bis er erreichte, daß dieser aus seiner Stellung entfernt und er selbst in sie eingesetzt wurde.“

den sind“. Das gegen Grisebach eingeleitete Verfahren gemäß § 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufs-Beamtentums „wird einstweilen eingestellt“.

Am 6. II. 1934 muss auch Grisebach als Beamter den Diensteid im Namen Gottes auf die NS-Diktatoren bzw. deren Haupt leisten – für den *Führer* Adolf Hitler „treu und gehorsam zu sein, die Gesetze zu beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen. So wahr mir Gott helfe.“ Als im September 1935 ein staatlicher Rundbrief betreffs einer gewollten Mitgliedschaft in der NSDAP an alle Professoren verschickt wird (Hubert Schrade trat 1937 der Partei bei), reichte Grisebach denselben zurück „mit der Erklärung, daß ich nicht Mitglied der NSDAP bin“. Dies zeugte ohne Zweifel von Mut in dieser Zeit.

Schauen wir auf seine Lehrveranstaltungen dieser 1930er Jahre. Grisebach verwendet – dies war aber (auch) vor 1933 bereits durchaus üblich – nunmehr das Wort deutsch: *Die Kunst der deutschen Stämme, Graphische Kunst bis zur Gegenwart, Übungen zu Dürer* (Wintersemester 1933/34); eine *Einführung in die Geschichte der Baukunst, Klassische Kunst von der Renaissance bis zur Gegenwart* (Sommersemester 1934); *Plastik und Malerei Italiens, Deutsches Kunsthandwerk, Übung zu den Stammescharakteren in der deutschen Kunst* (Wintersemester 1934/35); wieder *Kunst im Zeitalter des Rubens und Rembrandts, Albrecht Dürer und Übungen zur Geschichte des Ornaments* (Sommersemester 1935).

Es fällt auf, dass Hubert Schrade, dessen Karriere später referiert wird, im Sommersemester 1936 auch ein Colleg über Dürer mit 51 Hörern hält, die Kontradiktion zu Grisebach also auch in dieser Thematik sichtbar.¹⁶ Bei Grisebach waren 40 Hörer in der Dürer-Vorlesung aufgeführt. Im Vorlesungsverzeichnis rangiert ab jetzt Schrade vor Grisebach, obwohl dieser der Lehrstuhl-Inhaber ist und Schrade nur Privatdozent und seit 1931 apl. außerordentl. Professor war.

Im Winter 1935/36 liest Grisebach über *Baukunst und Plastik des Barock in Deutschland und Italien* und über *Michelangelo* einstündig (51 Hörer); Schrade liest im Wintersemester 1936/37 demonstrativ über Michelangelo (mit 123 Hörern). Im Sommer 1936 *Stadtbaukunst des Abendlandes von der Antike bis zur Gegenwart* und *Europäische Malerei und Plastik im 19. Jahrhundert* (!); im Wintersemester 1936/37 – als Schrade seinen Michelangelo vorstellt – liest Grisebach über die *Kunst der Renaissance*, gibt eine Einführung in das Betrachten von Kunstwerken und übt über den *Nationalcharakter von Kunstwerken*; im Sommer 1937 *Die Kunst Venedigs*, Einführung in die *Geschichte der Baukunst* und *Übungen zur Baukunst*. Für den Winter 1937 gab es keine Ankündigungen mehr von Grisebach, das Damoklesschwert senkte sich auf sein Heidelberger Dasein. Die Nazis – wohl auch Kollege Schrade – hatten die jüdische Abstammung seiner Frau Hanna, wie auch bei den Freunden Gertrud und Karl

¹⁶ Ebd., 335.

Jaspers, erschnüffelt.¹⁷ Folglich wird Grisebach laut Schreiben vom 19. Juni 1937 (Ministerium Karlsruhe vom 25. 6. 1937) in den Ruhestand versetzt, weil „jüdisch versippt“, gleichzeitig mit Karl Jaspers. Die Bezüge und das Unterrichtsgeld werden mit Ende September eingestellt.¹⁸

Hubert Schrade – oder: der stramme Nazist

Hubert Schrade (Abb. 2), geboren am 30. 3. 1900 in katholischem Elternhaus in Allenstein, war 1937 in Heidelberg der NS-Partei beigetreten bzw. *ehrentoll* aufgenommen worden,¹⁹ was seine Karriere als Nazi an der Universität sicherte.

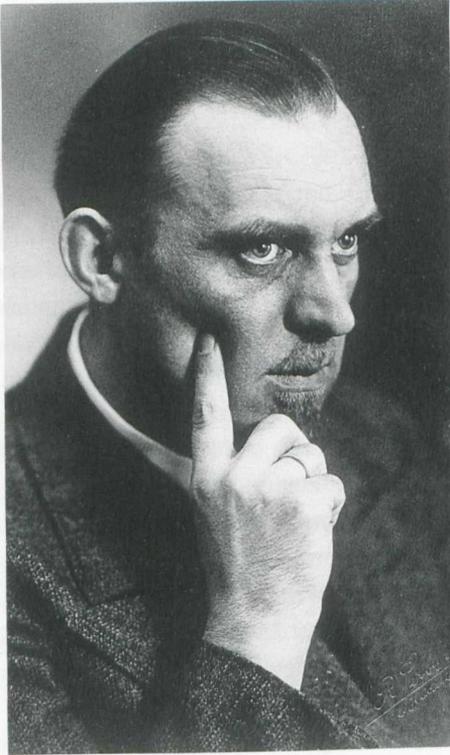
Ursprünglich war Schrade sozusagen Germanist, fühlte sich zur Philosophie hingezogen. Nach einem Wehrdienst von Juni 1918 bis Dezember 1918 und einer Immatrikulation (Medizin) in Königsberg studierte er in Berlin seit Februar 1919 Philosophie (u. a. bei den Prof. Dessoir, Troeltsch und Wilamowitz) seit Sommer 1920 in Heidelberg Literaturgeschichte, Philosophie und Kunstgeschichte bis November 1922 (u. a. bei den Professoren Braune, Gundolf, Jaspers, C. Neumann, Fr. Panzer und von Waldberg) und wurde am 9. 11. 1922 in Heidelberg durch den Germanisten Max von Waldberg und den Kunsthistoriker Carl Neumann mit einer Arbeit über *Abraham von Franckenberg*, einen deutschen Mystiker des 17. Jahrhunderts aus dem Kreis Jacob Böhmes, promoviert (*Beiträge zu den deutschen Mystikern des 17. Jahrhunderts*, phil. Diss. Heidelberg 1923). Das Sendungsbewusstsein der Mystiker steckte Schrade offenbar früh an, in der Einleitung seiner Dissertation lesen wir:

„Die geschichtliche Sendung der Mystik als Reaktion gegen den Verdorungsprozess im religiösen Leben Deutschlands im 16. und 17. Jh. ist oft genug dargestellt worden. Diese Arbeit macht sich zur Aufgabe, am Bilde Abrahams von Franckenberg, des treuen Freundes von Jacob Böhme, einige der Gründe aufzuzeigen, die die Erfolge jener Sendung für lange Zeit unwirksam werden lassen mußten.“

Ein religiöser Zug haftete Schrade angeblich immer an, ebenso Zweifel an Kunst und Künstler: „Waren die Künstler nicht eigentlich Betrüger ...?“ (so berichtet E. Wickert, S. 251, siehe Anm. 34). In den zwanziger Jahren lebte und studierte Schrade weiter-

¹⁷ Siehe Weisbach (wie Anm. 15) und Karl Jaspers in seiner Heidelberger Zeit, hg. von Joachim-Felix Leonhard, Heidelberg 1983; Renato de Rosa, Politische Akzente im Leben eines Philosophen: Karl Jaspers in Heidelberg 1901–1946, Nachwort in: Karl Jaspers, Erneuerung der Universität – Reden und Schriften 1945/46, Heidelberg 1986. ¹⁸ Alle Angaben laut Quästur-Akten Universitäts-Archiv Heidelberg, ferner Personalakte Grisebachs. Die Urkunde „im Namen des Führers“ vom 19. 6. 1937 im Nachlass Grisebach bei der Tochter Manon Andreas-Grisebach.

¹⁹ Brief des Rektors vom 5. 10. 1937 an den Kultusminister in Karlsruhe (Personalakte Schrade im Generallandesarchiv Karlsruhe 235/no. 29880), siehe auch Anm. 39.



2 Hubert Schrade, um 1933

hin in Heidelberg und nahm 1923/24/25 an den Seminaren von Carl Neumann teil, wo er – trotz schon erfolgter Promotion – auch referierte, um sich weiter zu qualifizieren. Seine Themen waren dabei u. a. „*Das italienische Grabmal*“, die deutschen und niederländischen Weltgerichtsbilder des 15. Jh., die Allegorie bei Dante und Giotto und die Allegorie im Spätmittelalter, insbesondere Hans Weiditz. Dies geht aus dem handschriftlichen Bericht von Carl Neumann zur Geschichte des Kunsthistorischen Instituts im Universitätsarchiv hervor.

Die Kunstgeschichte und die Idee der Sendung der Künste (über Form- und Ikonographieprobleme hinaus) rückten in den Lebensplanungen des Katholiken Schrade ins Zentrum des Karrierewillens, und er habilitiert sich im Mai 1926 in Heidelberg unter Carl Neumann mit einer Studie über den Holzbildhauer Tilman Riemenschneider. Diese Arbeit erschien 1927 im Hain-Verlag Heidelberg als Buch mit 60 guten Abbildungen, eine Monographie, in der Schrade die Analysen der Bildwerke bis zu dem Punkte treiben wollte, „an dem sie uns Aufschluß über ihr geschichtliches Wesen geben.“²⁰ So wurde er Dozent für Kunstgeschichte, in der Personalakte (GLA

²⁰ Hubert Schrade, *Tilman Riemenschneider*, Heidelberg 1927, 1.

Karlsruhe) als „Privatdozent für das Fach der neueren Kunstgeschichte in der Philosophischen Fakultät“ geführt, und zwar ab dem Wintersemester 1926/27 (laut Zahlungslisten der Quästur)²¹ und begann seine Lehre mit *Italienische Malerei und Plastik bis zu Giotto, Hans von Marées und der Klassizismus des 19. Jh.* und der Übung zu Schlossers *Schriftquellen* zur Geschichte der karolingischen Kunst. Im Sommer 1927 *Leonardo und Michelangelo* und Übung zu *Kreuzigungsdarstellungen*; im Sommer 1928 *Das Bild Christi* und *Handzeichnungen Leonardos*; im Winter 1928 *Meisterwerke europäischer Baukunst, Geschichte der niederländischen Malerei von Eyck bis Brueghel, Übung zur deutschen Plastik*; im Sommer 1929 *Rubens und seine Zeit* (Vorlesung und Übung); im Winter 1929 *Romanische und Gotische Plastik in Deutschland/Frankreich, Übung zu Chartres, Amiens, Reims*; im Sommer 1930 *Deutsche Kunst im Zeitalter Dürers, Kunst und Kultus*; im Winter 1930 *Deutsche Romantiker*, im Sommer 1931 *Geschichte der italienischen Malerei von Giotto bis Masaccio, Übungen zu Ghiberti, Donatello, Verrocchio*. 1932, nach seiner Ernennung zum apl. Professor, hielt Schrade eine Vorlesung über Rom und übte *Goethe und die bildende Kunst*. In den Vorträgen der Bibliothek Warburg veröffentlichte er 1928/29 die Abhandlung „Ikonographie der Himmelfahrt Christi“, ohne in besonderer Weise den Methoden Warburgs nahestehen. Zu weiteren Themen später.

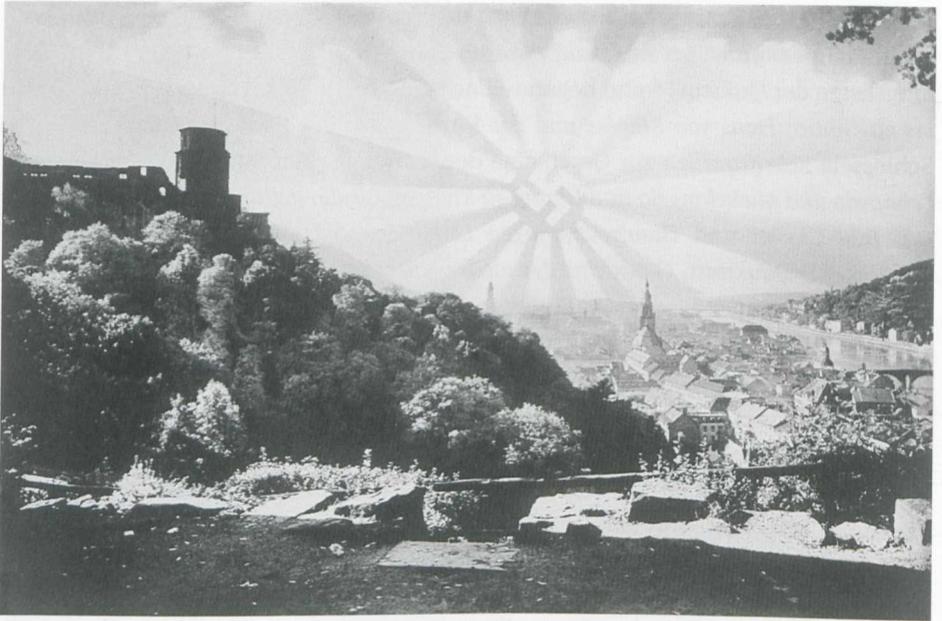
Nach der Emeritierung Neumanns vertrat Schrade dessen Lehrstuhl im Winter 1929/30, also zu der Zeit, als Erwin Panofsky und/oder August Grisebach in Heidelberg berufen werden sollten; schließlich erhielt Grisebach den Lehrstuhl. Im Jahre 1931 publiziert er die Abhandlung „Die romantische Idee von der Landschaft als dem höchsten Gegenstande christlicher Kunst“ (Neue Heidelberger Jahrbücher 1931) und im Jahr darauf einen ersten Band zur „Ikonographie der christlichen Kunst“ (Auferstehung Christi).²²

Eine Schein-Argumentation in der Verdrängung des liberalen Grisebach und der Karriere Schrades war, dass zwei Professuren für neuere (!) Kunstgeschichte nicht zu rechtfertigen seien – obgleich Schrade als Mittelalter-Spezialist galt. Schrade war 1931, fünf Jahre nach seiner Habilitation, zum apl. außerordentl. Professor ernannt worden. Zum Kontext ist zu erinnern, dass sich Otto Pächt 1932/33 bei Grisebach habilitierte, aber dann – vor seiner Antrittsvorlesung – Deutschland verließ.²³

Frühjahr 1933 kam die Große Wende, auch in Heidelberg (Abb. 3), wo die Studenten bereits stark nazifiziert waren und Goebbels bei ~~Gundolf~~ 1922 promoviert

²¹ Die Personalakte Schrades war 1983/84 noch gesperrt, inzwischen konnte sie eingesehen werden: Generallandesarchiv Karlsruhe (im Folgenden: GLA Karlsruhe) 235/no. 2492 und no. 29880; die Lehrveranstaltungen nach den Heidelberger Quästurakten im Archiv der Universität referiert. ²² Von Hermann Beenken und Herbert von Einem rezensiert – vgl. Peter Betthausen, Hubert Schrade, in: Metzler-Kunsthistoriker-Lexikon, Stuttgart/Weimar 1999, 373; dort auch Artikel über die Heidelberger Grisebach und Paatz. ²³ Vgl. oben Anm. 10 u. 11; das Gutachten Grisebachs datiert vom 24.10.1932.

v. Waldberg



3 Heidelberg unterm Hakenkreuz, NS-Postkarte (Photo D. Schubert)

hatte.²⁴ Schrade, 33 Jahre alt, begann sich 1933 sogleich anzupassen: er schrieb im April im Heidelberger Student²⁵ und in den NS-Monatsheften („Der Sinn der künstlerischen Aufgabe und politischer Architektur“),²⁶ in der Zeitschrift für deutsche Bildung (Heft 10, 1933) den Text „Der gegenwärtige Kampf um die bildende Kunst“, der bereits deutlich schärfer im Deutschsein war als der April-Text: Es ging nun um den „Kampf um die Deutschheit unserer Kunst“,²⁷ wobei Schrade mit dem jüngsten

²⁴ Siehe Gerhard Sauder, Goebbels in Heidelberg, in: Auch eine Geschichte der Universität, hg. von Karin Buselmeier und Dietrich Harth, Heidelberg 1985, 307 ff. ²⁵ Kunst und Gesellschaft, in: Der Heidelberger Student, 1933, No. 4, 34–36, dabei vertrat Schrade noch die Position: „seit dem 18. Jh., von der Philosophie des deutschen Idealismus am großartigsten, ist immer wieder begründet worden, daß die Kunst ein autonomes Organ der Welt-Deutung sei ... Sie vermag ihn nur zu bewahren, wenn sie von jedem Zwecke außer ihrer selbst absolut frei bleibt“. Am Ende des wenig ideologischen Textes kommt freilich die Vorstellung von der Zukunfts-„Gemeinschaft“ auf, die Individuum und Künste bestimmt: „Nur von dieser vorkünstlerischen Formung her, nicht von der Kunst allein her wird sich das jetzt erschütterte Verhältnis zwischen Kunst und Gesellschaft ordnen. Dann wird die Kunst auch wieder den außerästhetischen Ort haben, dessen sie immer bedarf ... die künstlerischen Werte werden unmittelbar mitbestimmt sein von dem, was dieser Gemeinschaft schon vorkünstlerisch als würdig gilt.“ (36). ²⁶ Hubert Schrade, in: NS-Monatshefte, 5. Jg., Juni 1934, 508–514; dazu Joseph Wulf, Die bildenden Künste im Dritten Reich, Gütersloh 1963, 214f. ²⁷ Hubert Schrade, Der gegenwärtige Kampf

Expressionismus – er zitiert Franz Marcs Lamento über den fehlenden künstlerischen Instinkt des Volkes –, den der *Führer* Hitler im September 1933 pauschal verdammen wird, noch moderat umging, dem er einen deutschen Erbtrieb zugesteht.

Der junge Professor liest im Sommer 1934, zusammen mit dem Musik-Kollegen Bessler über *Wesen und Aufgaben deutscher Kunst und Musik* und publiziert *Das deutsche Nationaldenkmal* 1934, ein Buch, auf das in den Briefen zwischen Rektorat und Ministerium 1935–1937 immer wieder rekurriert wird. Als die Universität eine „Professur für deutsche Kunstgeschichte“ plant (eingewechselt gegen die Stelle des Philosophen Ernst Hoffmann),²⁸ wird Schrade bereits im Vorfeld von allen Seiten unterstützt. So schreibt der Dekan Hermann Güntert am 14.5.1935 an den Rektor:

„Stets hat sich Schrade in völkischem Geiste betätigt und wurde eben deshalb in der liberalistischen Zeit früher von allen Seiten unterdrückt. Auch zu den Fragen der gegenwärtigen künstlerischen Aufgaben im neuen Staat hat er sich mit viel Erfolg geäußert. So wurde sein Buch über das deutsche Nationaldenkmal 1934 als ein *Buch des Monats* von der Schrifttumskammer ausgezeichnet. (...) Aus all diesen Gründen stelle ich den Antrag, für Herrn Prof. Schrade eine beamtete Professur für Deutsche Kunstgeschichte bei der Regierung erwirken zu wollen; auch vom Standpunkt des Unterrichts ist dieser Antrag berechtigt, da Prof. Grisebach andere Gebiete der Kunstgeschichte in seiner Lehrtätigkeit behandelt.“²⁹

Hier sei eine Briefstelle Panofskys aus Princeton zitiert aus der Antwort auf eine Anfrage aus Basel hinsichtlich geeigneter jüngerer Kollegen für dort. Panofsky empfahl Johannes Wilde, Hanns Swarzenski, Wolfgang Stechow und Karl von Tolnai. Über Schrade schrieb er:

um die bildende Kunst, in: Zeitschrift für deutsche Bildung, 9. Jg., 1933, Heft 10 (Oktober), 481–494; der signifikante Text ging u. a. auf Karl Hofers „Kampf um die Kunst“ von Juli 1933 in der Deutschen Allgemeinen Zeitung ein und bezügl. Museen und Ausstellungen auf Ludwig Thormaehle Oslo-Schau „*Neuere deutsche Kunst*“ von 1932, – siehe dazu die Dissertation gleichen Titels von Markus Lörz, Universität Heidelberg 2006. ²⁸ Der Philosoph und Pädagoge Ernst Hoffmann sollte als „Nichtarier“ entfernt werden, und Rektor Groh stellte beim Minister in Karlsruhe am 16. Mai 1935 den Antrag, dessen Stelle in „einen planmässigen ausserordentl. Lehrstuhl für deutsche Kunstgeschichte umzuwandeln“ (und Hoffmann nach § 4 des Gesetzes vom 21.1.1935 zu entlassen; Akte Schrade GLA 235/no. 29880). Dazu auch Mussgnug (wie Anm. 11), 69 spricht gar von einer „Kampfprofessur“ im Fach Kunstgeschichte. Diesen Ausdruck fand ich nicht in den Akten. ²⁹ Dekan Güntert an den Rektor der Universität Heidelberg, 14. Mai 1935, Kopie in der Personalakte Schrade (GLA Karlsruhe, 235/No. 2492).

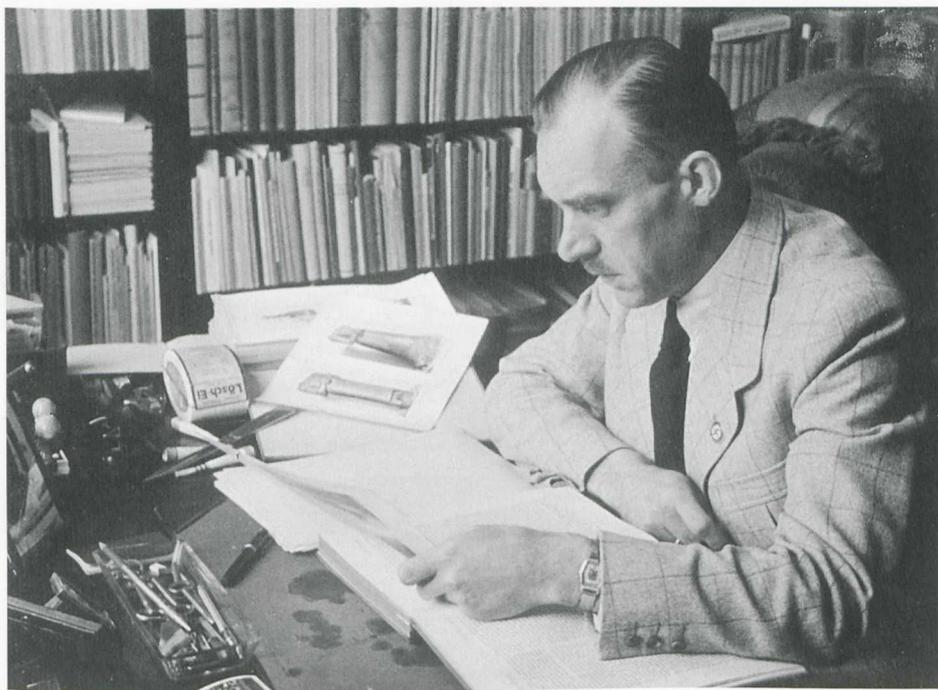
„An *Warnungen* möchte ich nur eine aussprechen, falls dieser Name aufs Tapet kommen sollte: ein keineswegs unbegabter Privatdozent (oder Extraordinarius?) in Heidelberg namens Hubert Schrade. Er ist, soviel ich weiß, der einzige, der den nicht ungewöhnlichen und schließlich menschlich verzeihlichen *Stellungswechsel* im Jahre 1933 so gründlich vorgenommen hat, daß er sich zum Denunzianten erniedrigte, noch dazu auf Grund nachweislich unrichtigen Materiales.“³⁰

Im Oktober 1935 weist das Ministerium in Karlsruhe den Rektor an, eine „*Professur für deutsche Kunstgeschichte*“ an der Universität einzurichten. Zugleich wurde Schrade zum Mit-Direktor des kunstgeschichtlichen Institutes ernannt, seine Lehrveranstaltungen stehen im Verzeichnis vor denen Grisebachs.

Im November 1935 beschließt das Ministerium die Einrichtung der Professur für *deutsche Kunstgeschichte*, Schrade wird mit der Vertretung derselben beauftragt. Rückwirkend zum 1. II. 1935 wird er am 20. März 1936 zum planmäßigen Extra-Ordinarius ernannt mit der Verpflichtung, die neuere Kunst zu vertreten (zugleich Ernennung zum „persönlichen Ordinarius“ mit Gehaltserhöhung).

Im Sommer 1935 lautet eine Schrade-Übung „*Feier und Gestaltung von Festen seit dem Mittelalter*“ (17 Hörer), womit die 550-Jahr-Feier der Heidelberger Universität vorbereitet wurde. Schrade war im Winter 1936 Dekan der Philosophischen Fakultät geworden, und in dieser Eigenschaft und als Ästhet wirkte er an der Ausgestaltung der NS-Feier der Universität im Sommer 1936 mit, und zwar holte er den Münchner Architekten und Dekorateur der Feldherrnhalle (zum 9. Nov. 1933), Prof. Georg Buchner, für die Ausgestaltung der Heidelberger Stadthalle mit Festschmuck (Fotos im Stadtarchiv) wie für die Gestaltung des Universitäts-Platzes mit den Feuer-schalen auf vier im rechten Winkel angeordneten Pylonen.³¹ Beim Festessen in der Stadthalle am 30. Juni 1936 waren nur Männer zugelassen! Die Heidelberger Univer-

³⁰ Erwin Panofsky an Ernst Pfuhl, 8. Okt. 1935, in: Erwin Panofsky, *Korrespondenz 1910 bis 1968*. Eine kommentierte Auswahl in fünf Bänden, hg. von Dieter Wuttke, Bd. 1: *Korrespondenz 1910 bis 1936*, Wiesbaden 2001, 857; vgl. Weisbach (wie Anm. 17). ³¹ „Festgabe zur 550-Jahr-Feier für die Gäste der Universität“, Heidelberg 1936; NS-Selbstdarstellungen zu diesem Jubiläum 1936 finden sich u. a. in: *Volk im Werden*, Jg. 1936, Heft 7 (Sonderheft), S. 333 ff. und in *Ruperto Carola*, 1. Juniheft No. 6, 1936; vgl. dazu Meinhold Lurz, *Die 550-Jahr-Feier der Universität als nationalsozialistische Selbstdarstellung von Reich und Universität*, in: *Ruperto Carola* Bd. 57, 1976, S. 35–41; Karl-L. Hofmann und Christmut Präger, „*Volk, Rasse, Staat und deutscher Geist*“ – zum Universitätsjubiläum 1936, in: *Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg*, hg. von Karin Buselmeier, Dietrich Harth und Christian Jansen, Mannheim 1985; des weiteren vgl. Sabine Bock, *Die künstlerische Gestaltung der Heidelberger Universitätsjubiläen*, Heidelberg 1993, 215 u. 220.



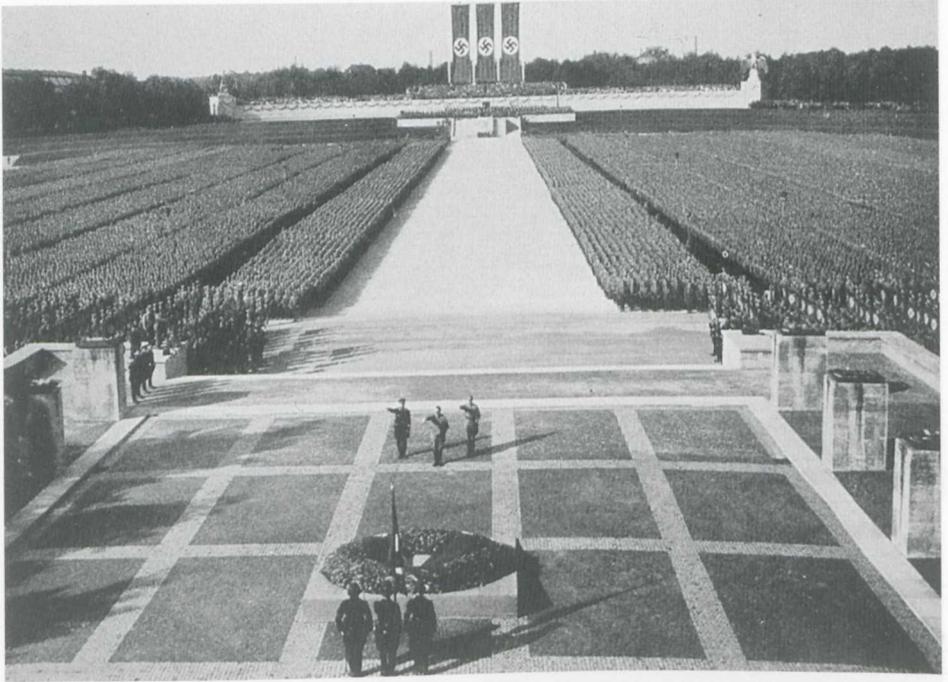
4 Hubert Schrade am Schreibtisch, um 1938

sität wurde bei diesen NS-Feiern als „geistiges Bollwerk im Westen des Reiches“ bezeichnet.³²

Nach *Kunst im deutschen Ostraum seit der hochmittelalterlichen Kolonisation* (Wintersemester 1934/35), *Kunst und Staat* (52 Hörer), bildet Schrade eine Arbeitsgemeinschaft zur Landeskunde der Oberrheinlande, liest über *Germanische und Karolingische Kunst*, übt über *Bamberg, Naumburg, Straßburg, Magdeburg* und über *Vincent van Goghs Wirkung*. (Im Juli 1936 wird Grisebach eine Teilnahme an einem Kongress für Kunstgeschichte in der Schweiz verwehrt.) Schrade bietet Themenstoffe besonders aus der neueren und neuesten Kunstgeschichte an, um Grisebach entbehrlich erscheinen zu lassen. Somit arbeitete Schrade synchron der NS-Bürokratie zu.³³ In „*Volk im Werden*“ 4. Jg. 1936 publiziert er Artikel über „*Das Problem der Thingstätte*“ und die Bauten auf dem Reichsparteitagsgelände Nürnberg (siehe Anm. 45).

Im Sommer 1936 kommt eine Dürer-Vorlesung (51 Hörer) und *Deutsche Kunst zur Zeit der Ottonen und Salier*, anschließend *Deutsche Kunst der Stauferzeit*

³² So in Raum 5 der Ausstellung im Museum von Juni 1936 Heidelberg – Vermächtnis und Aufgabe, Katalog S.9; vgl. dazu insbesondere Hofmann/Präger (Hgg.) 1985 (wie Anm. 31), 337–345. ³³ Vgl. dazu Weisbach 1956, S.335 (wie Anm.17).



5 Gefallenenehrung in der Luitpold-Arena Nürnberg, 1934

und *Michelangelo* (123 Hörer) und eine Übung zu *Rembrandt* (Wintersemester 1936/37).³⁴

Als Grisebach entlassen war, gibt Schrade sogleich das Kolleg über dessen Paradigma *Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts* (34 Hörer).³⁵ Der Mittelalter-Fachmann las und übte also auffallend viel neuere Themen, schon ab 1934, wie Michelangelo, Rembrandt, das 19. Jahrhundert, deutsche Romantik, die verderbliche (?) Van Gogh-Wirkung. „*Van Gogh und seine Auswirkungen*“ war der Titel eines Seminars im Winter 1935/36, zu einer Zeit als es bereits, seit 1933, Schand-Ausstellungen der Nazis zur sog. „*entarteten*“ Kunst gab (in Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, Dresden u. a. Orten).³⁶ Natürlich wäre es wichtig, solch ein Manuskript über Van Gogh zu finden, um Schrades schließliches Urteil über den Wegbereiter der Expressionisten zu

³⁴ Wir wissen aus den Erinnerungen von Erwin Wickert, *Mut und Übermut – Geschichten aus meinem Leben*, Stuttgart 1991, 252, dass Schrade in der alten künstlerischen Opposition Rubens-Rembrandt „stets Rubens den Vorzug vor Rembrandt“ gab. Ob er in seiner Lehre das Jüdische bei Rembrandt negativ herausstrich und das Deutsche positiv (im Sinne von J. Langbehns obskurem Rembrandt-Buch von 1890) wissen wir freilich nicht. Vgl. dazu die Heidelberger Dissertation von Anna Seghers/Netty Reiling (bei Carl Neumann), *Jude und Judentum im Werk Rembrandts*, Heidelberg 1924, neue Ed. Leipzig 1990. ³⁵ Im Vorlesungsverzeichnis aber angekündigt als „*Deutsche Kunst des Spätmittelalters*“. ³⁶ Zu den frühesten

kennen. Der Blick der Nazis auf van Gogh dürfte ambivalent gewesen sein: einerseits galt er – vor 1933 – als nordisch und germanisch – so beim Rassetheoretiker Günther, andererseits war er bei den Entarteten-Aktionen dabei, so 1939 in der Fischer-Auktion in Luzern mit dem Selbstbild als Japaner von 1888.³⁷

Im Winter 1932/33 übte Schrade sogar über die *Holländer des 17. Jahrhunderts* (mit 13 Hörern) und hielt eine stark besuchte Vorlesung *Die Kunst der Gegenwart* (137 Hörer); dazu übte er über *Rembrandt* (u. a. besucht von Lili Fehrle-Burger), wiederholt 1936.

Als August Grisebach im Juni 1937 entlassen wurde – weil die NS-Hebel *arisch* und *politisch* nicht fassten, griff der Grund „*jüdisch versippter Hochschullehrer*“ –,³⁸ war der Weg für die Karriere Schrades endgültig frei: er gibt sogleich ein Colleg über Grisebachs Paradigma „*Deutsche Kunst im 19. Jh.*“. Und Schrade tritt als Dekan der Fakultät im Herbst 1937 der NSDAP bei bzw. wird ehrenvoll aufgenommen (Abb. 4).³⁹ Er hält im Sommer 1937 Vorlesungen über die Gebiete Grisebachs, aber deutscher gefasst und ideologisch zugespitzt: „*Deutsche Kunst des 19. Jh.*“ (wie schon im Wintersemester 1933/34) und *Deutsche Romantiker*, erreicht aber seine Hörergeld-Garantie von M 1000 nicht, sodass zu seinem Gehalt Zuschüsse gezahlt werden.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Bernhard Rust, verordnet am 17. Januar 1938:

„Ich verleihe Ihnen mit Wirkung vom 1. Januar 1938 an ein planmäßiges Ordinariat in der Phil. Fakultät der Universität Heidelberg. Ihr Lehrauftrag bleibt unverändert. Ihre Bezüge berechnen sich nach Gruppe A/2a der badi-schen Besoldungsordnung.“

Die Vorlesung vom Sommer 1938 lautet – wie schon im Sommer 1934 – dementsprechend „*Vom Wesen deutscher Kunst*“ (82 Hörer).⁴⁰

Ausstellungen der lokalen NS-Funktionäre siehe Christoph Zuschlag, „Entartete Kunst“ – Ausstellungsstrategien im Nazi-Deutschland, Worms 1995. ³⁷ Hans F.K. Günther, Rasse und Stil, München 1926. ³⁸ Grundlage war das Deutsche Beamtengesetz vom 26. 01. 1937, das die Pensionierung „*jüdisch versippter*“ Beamter vorschrieb. ³⁹ Aus Brief des Rektors Ernst Kriek an den Kultusminister in Karlsruhe vom 5. Oktober 1937 geht dies hervor; nach dem Lob seiner Bü-cher heißt es: „Schrade hat bei seinen Arbeiten stets Fühlung mit oberen Stellen wie dem Pro-pagandaministerium, dem Architekten des Führers, Prof. Speer usw.; Kameradschaftlichkeit hat [...] Schrade gezeigt sowohl in der Art, wie er die Philosophische Fakultät als Dekan führt, wie durch die Art seiner Mitarbeit im Senat und in der Heidelberger Dozentenakademie. Schrade soll jetzt in die Partei aufgenommen werden und hat schon lange in der Arbeit der Ortsgruppe tätigen Anteil genommen. Für seine politische Haltung und Festigung habe ich vor einem Jahr schon Bürgerschaft übernommen, als ich als Gaudozentenbundsführer Schrade bei der Gaulei-tung zur Aufnahme in die Partei in Vorschlag brachte.“ (Generallandesarchiv Karlsruhe, Akte 235/no. 29880 Dienste). ⁴⁰ Diese Vorlesung war ursprünglich benannt als „*Deutsche Kunst der Gegenwart*“, wurde aber so geändert.

Als Schrades erste, wohlhabende Frau 1939 stirbt, heiratet er Inge Wolff, die Reichs-Studentenschafts-Führerin, die bei Wilhelm Pinder Kunstgeschichte studiert hatte.⁴¹

Die der NS-Ideologie entsprechenden Publikationen Schrades sind folgende: 1934 *Das deutsche Nationaldenkmal*, in dem das jüngste deutschnationale Memorial für den Freicorps-Saboteur im Ruhrkampf, Albert Leo Schlageter, den Fluchtpunkt der ideologischen Perspektive bildete,⁴² *Bauten des Dritten Reiches*, Leipzig 1937; *Der Dom zu Naumburg* (Bremen 1936), eine Darstellung *Heidelbergs* (Bremen 1936) und ebenfalls 1936 *Schicksal und Notwendigkeit der Kunst*, von Hans Sedlmayr in Wien den Studenten als Pflichtlektüre genannt,⁴³ – eine weit ausholende Abhandlung mit einem Bekenntnis zum NS-Staat als „*Revolution*“, jedoch ausgehend von Hegels berühmten Satz, dass die Kunst „nach der Seite ihrer höchsten Bestimmung für uns ein Vergangenes ist und bleibt. Damit hat sie für uns auch die echte Wahrheit und Lebendigkeit verloren [...]“. Nach Schrade habe die Kunst der jüngsten Zeit die schöpferischen Beziehungen zur Vergangenheit zerstört (S. 45), die fruchtbaren Überlieferungen vernichtet – wie die „gellenden Manifeste des Futuristen Marinetti“ belegen. Schrade endete mit einem Zitat aus Hitlers Nürnberger Rede auf dem „Parteitag der Freiheit“: die großen Kulturleistungen der Menschheit

„waren zu allen Zeiten die Höchstleistungen des Gemeinschaftslebens. Ob sachlich oder rein geistig, es verkörpert sich in ihnen stets die tiefste Wesenskraft eines Volkes. Niemals aber ist es nötiger, ein Volk zu dieser unendlichen Kraft seines ewigen inneren Wesens und Seins hinzuführen als dann, wenn politische oder wirtschaftliche Sorgen es nur zu leicht im Glauben an seine höheren Werte und damit an seine Mission schädigen können.“

Und Schrade schlussfolgerte: „Deshalb sind die Nürnberger Bauten entstanden, deshalb mußten sie entstehen. Nicht die Kunst hat sie verlangt, sondern das *Volk im Werden*, das sich durch den Nationalsozialismus wieder auf seine Sendung besonnen hat.“⁴⁴ Die Nürnberger NS-Bauten Luitpold-Arena und Zeppelfeld (Abb. 5)⁴⁵ standen folglich auch als letztes Lichtbild in Schrades Volks-Büchlein „*Sinnbilder des*

⁴¹ Inge (Wolff) Schrade war habituell ein Walküre-Typus. Sie verkaufte die Bibliothek ihres Mannes 1972/73 an die Universität Regensburg, wo ich sie als dortiger Assistent einordnete.

⁴² Hubert Schrade, *Das deutsche Nationaldenkmal*, München 1934; – dazu Dietrich Schubert, „Jetzt wohin?“ Heinrich Heine in seinen verhinderten und errichteten Denkmälern, Köln 1999, 256–257. ⁴³ Siehe Hans Aurenhammer, Hans Sedlmayr und die Kunstgeschichte in Wien 1938–1945, in: *Kunst und Politik*, Göttingen 2003, 174. ⁴⁴ Hubert Schrade, *Schicksal und Notwendigkeit der Kunst*, Leipzig 1936, 175; das Bekenntnis zum Nazistaat als politische und kulturelle „*Revolution*“ gab Schrade schon auf Seite 8, vgl. Hofmann/Präger (Hgg.) 1985 (wie Anm. 31), 341. ⁴⁵ Schrade schrieb über Nürnberg: Fortführung der Bauten auf dem Reichsparteitags-Gelände, in: *Volk im Werden* (Leipzig), 4. Jg. 1936, 208–212.

Reiches“, erschienen bei Langen-Müller, München 1938. Diesem Bildband waren vorausgegangen 1937 „*Das deutsche Gesicht*“ in Bildern aus acht Jahrhunderten deutscher Kunst (merkwürdigerweise ohne Riemenschneider) und 1938 „*Sinnbilder des Lebens in der deutschen Kunst*“ mit Abbildungen von Altdorfer und Dürer bis Runge und Kalckreuth, aber ohne Hans Thoma.

Freilich suchte Schrade auch in soliden Abhandlungen sein kunstwissenschaftliches Profil zu schärfen, so mit einem Text zu Rembrandts „*Anatomie des Dr. Tulp*“ in der von ihm begründeten und edierten Zweimonatsschrift im Kohlhammer-Verlag Stuttgart „*Das Werk des Künstlers*“. ⁴⁶ Andererseits feierte er die kitschige Schollen-Malerei eines Hans Thoma in der Zeitschrift „*Das innere Reich*“, womit die Kontinuität der deutschnationalen Ideologie von Henry Thode bis in die Nazizeit belegt ist. ⁴⁷

Ab 1.9.1940 wechselte Schrade an die Universität Hamburg auf den Lehrstuhl für neuere Kunstgeschichte und lehrte dort bis Ende Juli 1941; er kündigte für Herbst 1940 *Plastik des hohen Mittelalters* und ein Seminar über *Karl Friedrich Schinkel* an. ⁴⁸ Im Frühjahr 1941 lehrte er *Giotto, Dürer und niederländische Maler des 17. Jh.* (ohne Rembrandt!), im Sommer 1941 *Malerei der Italienischen Renaissance und Deutsche Barockarchitektur*. ⁴⁹

Anschließend ging Schrade an die „Reichs-Universität“ in Straßburg, wo er von 1. August 1941 bis (offiziell) 8. Mai 1945 als *ordentlicher Professor* und Dekan tätig war. Außer ihm lehrte kein weiterer Dozent; Assistentin war Gertrud Rinner. Schrades Lehre setzte einen Schwerpunkt in *Menschenbild der abendländischen Kunst* in vier Teilen vom Frühmittelalter zur Renaissance. 1943 fällt eine Übung zu Rubens auf, den er gegenüber Rembrandt nun präferierte.

⁴⁶ Hubert Schrade, Rembrandts *Anatomie des Dr. Tulp*, in: *Das Werk des Künstlers*, 1, 1939/40, 60–100. ⁴⁷ *Das Innere Reich*, Jg. 6, 1939/40. – Und im Jahr 1941 publizierte Schrade ein Büchlein zum Lobe Hans Thomas (Leben und Kunst). Vgl. zum deutschnationalen Kontext bes. Werner Hofmann, *Wie deutsch ist die deutsche Kunst*, Leipzig 1999, S. 78–79 und ferner Schubert 1999 (wie Anm. 42). ⁴⁸ Brief Schrades vom 8.8.1940 an den Hamburger Dekan Prof. Jäger (Univ.-Archiv Hamburg). ⁴⁹ Handschriftliche Liste von Schrade für die Festsetzung seiner Pension 1965 (Universitäts-Archiv Tübingen); die Daten wurden mir auch vom Hamburger Staatsarchiv bestätigt. Schrades Hamburger Themen sind den Vorlesungsverzeichnissen entnommen. – Vgl. auch Kürschners deutscher Gelehrten-Kalender, Berlin 1961, Bd. 2, 1854–55, wo für Hamburg nur das Jahr 1940 erscheint, für Straßburg korrekt 1941–1945, so auch in Drüll, *Gelehrtenlexikon 1803–1932*, 244. Im Kürschner-Kalender von 1954, 2129 hatte Schrade seine Biographie und Publikationen noch ganz vernebelt; im Kalender von 1970 fehlt er. – Die Jahre 1941–1945 für Straßburg erscheinen auch in der Akte Schrades im Universitäts-Archiv Tübingen. Für Hilfe für die Hamburger Themen danke ich Frau Dr. Karen Michels, Hamburg.

Beim Heranrücken der Amerikaner unter General Patton verließen Schrade und Frau im November 1944 mit dem Fahrrad die Stadt über die Rheinbrücke.⁵⁰ In seinem Personalbogen für die Berufung 1954 nach Tübingen vermerkte Schrade für die Straßburger Jahre: „für das Ernennungsdatum habe ich keine Unterlagen mehr; da die Akten verloren sind, ließ es sich auch nicht mehr feststellen.“⁵¹ Er publizierte in der Zeitschrift „Das Werk des Künstlers“ 1942 über Rubens und 1943 den umfangreichen Text „Ritter, Tod und Teufel“.⁵²

Mit seinen Forschungen zu den Künsten des Mittelalters hatte Schrade sich einen guten Namen gemacht, was auch seine Beurteilung nach 1946 betrifft. Nach dem Nazikrieg tauchte er eine zeitlang unter, ab Sommer 1945 lebte er in Freiburg. Man nannte dies später seine „amtslose Zeit“, bis Schrade zum November 1954 auf den Lehrstuhl an der Universität Tübingen gesetzt wurde, seine Ernennung durch Dr. Müller erfolgte am 21. 10. 1954 – wo er bis März 1965 wirken konnte; Schrade starb im November 1967. Der Vorgang ist charakteristisch für die Verdrängungen der Adenauer-Zeit, in der ehemalige Nazis andere decken konnten und deckten. Im übrigen bestanden seit 1944 NS-Aktivitäten zur Verlagerung von Gut und Personen von der Straßburger Reichsuniversität nach Tübingen.⁵³

Auch in seinen eigenen Arbeiten verdrängte Schrade die ehemaligen Felder wie das öffentliche Monument. Er befasste sich nun statt mit ideologiehaltigen Denkmälern seiner Zeit mit der früh- und hochromanischen Malerei, über die er 1958 und 1964 zwei Bände bei DuMont in Köln publizierte.⁵⁴

In der Akte Schrade an der Universität Tübingen wurde 1954 unter Punkt II „Ergebnis der politischen Säuberung“ eingesetzt: „Spruchkammer Tübingen, Bescheid vom 12. 7. 1949 Mitläufer ohne Maßnahmen. *Gegen die Ausübung einer Lehrtätigkeit an deutschen Hochschulen bestehen keine politischen Bedenken.*“⁵⁵ Ideologische Bedenken scheint man in der Adenauerzeit im Südwesten nicht gehabt zu haben.

⁵⁰ Helmut Heiber, Universität unterm Hakenkreuz Teil II Die Kapitulation der Hohen Schulen, München/London 1992, 253 (zu Straßburg November 1944). ⁵¹ Das ist doch sehr zweifelhaft, denn Schrade wird doch wohl in seinen persönlichen Unterlagen Kopien besessen haben. Bei der Festsetzung der „Entpflichtungsbezüge“ im März 1965 wurde eine Liste der Daten von 1918/19 bis 31. 3. 1965 erstellt (Universitäts-Archiv Tübingen Akte 126a/455), dank freundlicher Hilfe von Juliette Israel, Heidelberg/München. ⁵² Hubert Schrade, Peter P. Rubens, in: Das Werk des Künstlers, 2. Jg., 1942/1, 16–50; ders., Ritter, Tod und Teufel, in: Das Werk des Künstlers 2. Jg. 1943, 281–372. ⁵³ Dazu Herwig Schäfer, Juristische Lehre und Forschung an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944, Tübingen 1999, Kap. 9. ⁵⁴ Hubert Schrade, Vor- und frühromanische Malerei, Köln 1958; ders.: Die romanische Malerei, Köln 1965. ⁵⁵ Universitätsarchiv Tübingen, Akte 126 a/455 Personalbogen. Im übrigen hatte Schrade zwei Kinder, Wiltrud und Hubert Ortlieb Schrade, geb. 1948 und 1951.

Statt Opfer der NS-Herrschaft bzw. Emigranten wie Kurt Badt zu berufen, griff man auf ‚bewährte‘ Leute zurück. Erst die Universität Konstanz ernannte – durch des Romanisten Hans Robert Jauß’ Initiative – Badt spät, nämlich 1970, zum Honorarprofessor.⁵⁶

Walter Paatz – oder: die Schwebefigur

Walter Paatz (Abb. 6) hatte durch geschicktes Verhalten im „Dritten Reich“ durchaus Karriere an der Universität Heidelberg gemacht. Nach dem Sieg der Roten Armee und der West-Alliierten über Hitler-Deutschland im Mai 1945 galt seine Situation, da er als Soldat im Krieg war, als „schwebend“. Seine Frau Elisabeth Paatz schrieb an das Rektorat im Januar 1946 „*der Fall meines Mannes wird als schwebend*“ geführt. Dieses Schweben erwies sich von 1946 bis 1947 als günstig. Die Arier-Nachweise wurden bis 1948 aus der Personalakte gelöscht. Wenn der Rechtsanwalt von Paatz an den Rektor Hans von Camphausen am 11. 7. 1947 und am 27. 8. 1947 schrieb, Paatz habe „in seinem beruflichen Fortkommen die größten Schwierigkeiten“ gehabt, so war dies schlicht gefälscht. Paatz enthielt sich jeglicher Art von Opposition und passte sich an, zum Beispiel gehörte er dem NS-Dozentenbund an (August Grisebach dagegen nicht).⁵⁷ Das NS-Ministerium ernannte ihn mit Schreiben aus Berlin am 4. Juni 1942 – als Schrade an die Universität Hamburg gegangen war – zum Ordinarius in Heidelberg: „*Der Führer hat Sie unter Berufung in das Beamtenverhältnis [rückwirkend zum 1. 4. 1942, D.S.] auf Lebzzeit zum ordentlichen Professor ernannt*“. Dies teilte der NS-Rektor Schmitthenner Paatz mit. Er wird zugleich Instituts-Direktor in Heidelberg. Sein Antrag auf eine Vortragsreise nach Italien wird am 23. 9. 1942 genehmigt, Thema: „*Neue Ergebnisse der deutschen Ghiberti-Forschung*“. Durch Mitgliedschaft in der Deutsch-Italienischen Gesellschaft und seine Vorträge erfüllte Paatz die „kulturell-politische Aufgabe, das Verständnis für Kultur, Geschichte, Landschaft und Volk unseres Achsenpartners“ zu befördern. Im März 1943 wurde er zum Wehrdienst als Soldat eingezogen, kam 1945 in Gefangenschaft in Italien.

Nach Kriegsende wurde Paatz von den Behörden der Amerikaner während er in italienischer Gefangenschaft lebte, sogleich entlassen, denn er wird als belastet angesehen. Am 19. Juni 1946 kehrte er aus Italien zurück und füllte am 30. Juni 1946 den Meldebogen des Military Government of Germany (im Folgenden: M.G.o.G.) aus: Paatz war Mitglied im NSV seit 1937 und darin *Blockwart*, im NS-Altherrenbund

⁵⁶ Hans Robert Jauß, Kurt Badts Apologie der Kunst, Konstanz 1975; Dietrich Schubert, Kurt Badt 3. März 1890–22. Nov. 1973, in: *Weltkunst*, vom 1. Januar 1974, 28. ⁵⁷ Nach Aussagen verschiedener Befragter, die Paatz gut kannten, kommt man zu dem Ergebnis, dass er sich zwar angepasst, karrierebewusst und ehrgeizig verhielt (Vertretung Lehrstuhl Bauch in Freiburg), aber nicht die Ideologie der Nazis übernahm. Ähnlich war auch die Aussage von Prof. Dr. Ewald Vetter, der 1961 wissenschaftlicher Assistent bei Paatz war, seit 1964 Dozent in Heidelberg.



6 Walter Paatz im Kreise seiner Mitarbeiter, 70. Geburtstag 1972

seit 1937, in der ‚Reichsdozentenschaft‘ seit 1938, im NS-Verband Reichsbund Deutscher Beamter seit 1941 und im NS-Dozentenbund seit 1942.⁵⁸ Er selbst hat sich natürlich als „unbelastet“ eingestuft, die Mitgliedschaft sei „teils automatisch erfolgt“ oder „aufgenötigt“. Dies war offenbar bei August Grisebach nicht der Fall, muss man hier anmerken.

Paatz nimmt sich einen Rechtsanwalt, der im Sommer 1947 jene Formel erfand, Paatz habe in der Nazizeit „größte Schwierigkeiten“ gehabt, was nicht den Tatsachen entspricht. Dazu ist zu erinnern: Seit April 1935 war Paatz (Jahrgang 1902, evangelisch) Schüler von Graf Vitzthum an der Universität Göttingen – Promotion dort 1923, wissenschaftlicher Assistent bei Graf Vitzthum in Göttingen, habilitierte sich dort 1935 und wurde Dozent. Im August 1935 genehmigte der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung die Habilitation und beauftragt Paatz am 16. 3. 1936 auf Antrag der Universität Frankfurt am Main ab dem Sommer 1936 (bzw. ab 1.4.1936) „in dieser Fakultät die Deutsche Kunst in Vorlesungen und soweit nötig in Übungen zu vertreten“. Dozent für Kunstgeschichte war Paatz also in Frankfurt am Main bis 1941; zugleich fungierte er als Kustos unter Direktor Wolters an der Städtischen Galerie Frankfurt am Main seit 1938 und bezog

⁵⁸ Universitäts-Archiv Heidelberg, Akte Paatz, Fragebogen des M.G.o.G., die Frage, ob Paatz auch Mitglied der NSDAP war, wird mit „nein“ beantwortet.

dort Gehalt bis März 1941.⁵⁹ Im Jahr 1939 muss Paatz Kriegsdienst im Infanterieregiment 81 am Westwall leisten.

Ohne alle Schwierigkeiten setzte sich die Karriere fort: das Ordinariat in Freiburg, also den Lehrstuhl von Kurt Bauch, kann Paatz von September 1940 bis zum Sommersemester 1942 vertreten.⁶⁰ Im März 1942 wird er beauftragt mit der Vertretung des Lehrstuhls für *Deutsche Kunst* (Hubert Schrade) in Heidelberg. Paatz erbittet von den Behörden, mit der üblichen „*Heil Hitler*“-Formel, im März 1942 materielle Vergünstigungen wegen seiner ständigen Reisen Freiburg-Heidelberg (Reisekosten und Trennungsgelder). Am 4. Juni 1942 wird Paatz aus Berlin zum Ordinarius in Heidelberg berufen und erhält bis zum Juli 1945 seine Gehaltszahlungen. Waren dies „*größte Schwierigkeiten*“?

Abschließend erwähne ich einige Fakten für die Jahre 1946/48, die Grisebach, den die Amerikaner sogleich wieder einsetzen – er war freilich bereits 64 Jahre alt – und Paatz als „schwebenden“ Kollegen betreffen. Als Grisebach bereits im Winter 1945/46 als „Emeritus mit den Rechten eines aktiven Ordinarius“ wieder mit Vorlesungen beginnt – er wohnt 1946 mit Hanna Grisebach bei seinem, auch wieder eingesetzten Freund, dem Existenz-Philosophen Karl Jaspers⁶¹ – sind seine ersten Themen Rembrandt und Dürer, was ich persönlich immer beeindruckend fand.

Im März 1947 werden Grisebach aus Karlsruhe „*die Rechte und Pflichten eines aktiven ord. Prof. mit Sitz und Stimme in der Fakultät*“ zuerkannt. Gleichzeitig wurde Paatz als „*nicht betroffen*“ vom „Nationalsozialismus“ eingestuft und konnte seine Wiedereinsetzung betreiben und erreichen. Diese erfolgt im November 1947, er liest über italienische Frührenaissance-Kunst. Die Arier-Nachweise wurden – wie erwähnt – aus der Akte gelöscht, und Paatz kann 1949/50 sogleich auch Dekan der Fakultät werden. Die Institutsleitung wird ihm vom alten Grisebach abgetreten bzw. überlassen.⁶²

⁵⁹ Diese Angaben aus dem Fragebogen des Military Government p.6 mit der Liste der Einkommen (Universitäts-Archiv Heidelberg, Akte Paatz). – Vgl. andere Angaben bei Peter Betthausen, in: Metzler-Kunsthistoriker-Lexikon, 1999, 289f. ⁶⁰ Walter Paatz, Bericht über die Entwicklung des KHI der Univ. Heidelberg in den Jahren 1942–1967, hg. von Eduard Hüttinger und Dietrich Seckel, Heidelberg 1969, 5. Im Fragebogen des Military Government gab Paatz selbst die Vertretung Bauchs in Freiburg mit 1940–1943 an, „zugleich seit 1942 Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg“, d.h. der ehrgeizige Paatz versah zwei Stellen! Ich danke auch Wilhelm Schlink (Freiburg) für entsprechende Auskünfte. ⁶¹ Kat. Karl Jaspers in seiner Heidelberger Zeit, hg. von J.-F. Leonhard, Heidelberg 1983, 125ff.; Renato de Rosa: Der Neubeginn der Universität 1945 – Karl H. Bauer und Karl Jaspers, in: *Semper Apertus*, Bd. 3, 1985, 544f. und Mussgnug 1988 (wie Anm. 11), 98–100. ⁶² Walter Paatz, Bericht, 1969, 7 sehr trocken notiert, ohne auf seine Karriere in der Nazizeit einzugehen oder diese im Sinne der Fragen von um 1946 zu reflektieren. Vgl. auch die Würdigung von Paatz durch Peter A. Riedl, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 43, 1980, 115–117.

Resumé

Zum Schluss stehe hier ein Resumé, das der Heidelberger Historiker Eike Wolgast angesichts der Biographie von Jaspers gezogen hat: „Die Forderung von Jaspers, die Schuld anzunehmen und einen wirklichen geistigen Neubeginn zu wagen, ist allerdings im Kampf ums Überleben und in der Belastung mit zahllosen Problemen des Alltags, später im Eifer des Wiederaufbaus und der Routine bald vergessen worden. Resigniert und verbittert folgte Jaspers daher 1948 (schon) einem Ruf nach Basel [...]“, schrieb Wolgast in seiner Geschichte der Universität.⁶³

Jaspers spürte deutlich die politischen und ideologischen Regressionen im Südwesten,⁶⁴ wo ein NSDAP-Mitglied wie Kurt Georg Kiesinger Ministerpräsident werden konnte; (man erinnere sich an Jaspers' Interview 1960 mit Rolf Hochhuth, in welchem der Philosoph kritisch vom „Südwesteffekt“ sprach), wozu auch die Etablierung von Schrader im November 1954 in Tübingen gehörte. Der alte Grisebach kann dies nur mit Bitternis verfolgt haben, wie mir seine Frau Hanna Grisebach um 1984 erzählte.

⁶³ Wolgast 1983 (wie Anm. 14), 110; Eike Wolgast, Der Verrat der Intellektuellen, in: Das Ende der Weimarerer Republik und die NS-Machtergreifung, Heidelberg 1994, 103–128; und die neuere Untersuchung von Eike Wolgast: Die Wahrnehmung des *Dritten Reiches* in der unmittelbaren Nachkriegszeit, Heidelberg 2001, 155f. – Erich M. Remarque, Praktische Erziehungsarbeit in Deutschland nach dem Krieg (1944), wieder in: Remarque, Ein militanter Pazifist, hg. von Thomas F. Schneider, Köln 1998, 66f. ⁶⁴ Zu Jaspers Weggang 1948 siehe seine Erinnerungen „Von Heidelberg nach Basel“ (1967), besonders Punkt 6 zur Situation 1945/46 und Punkt 7 zur *Schuldfrage*, in: Karl Jaspers, Was ist der Mensch? hg. von Hans Saner, München und Zürich 2000, bes. 50–54. – Zu allem und insbesondere zu Martin Heideggers Rolle im Nazismus siehe Karl Löwiths beeindruckenden Bericht: Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933, hg. von Ada Löwith und Reinhart Koselleck, Stuttgart 1986. – Auch Erwin Wickert, Mut und Übermut, Stuttgart 1991, 260 hat Jaspers Resignation nach 1946 erwähnt: „Eine Neuordnung der Universität sei nicht möglich, obwohl er in dem Chirurgen Karl-Heinz Bauer einen großen Helfer habe. Sein Buch *Die Schuldfrage* habe überhaupt keine Wirkung gehabt [...] Aber ich sehe hier (in Heidelberg) keine große Aufgabe mehr für mich. Die konservativen, alten Gegenkräfte sind zu stark. Ich würde mich an ihnen aufreiben [...]“